

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ausgesprochen. Die Regierung kann fortan ihren dem entgegengegesetzten Kurs nicht mehr damit rechtfertigen, daß er im Lande selbst gewünscht werde.

Dennoch kam die *Ablehnung* prompt und deutlich. Am 24. November wohnte der gegenwärtig mit den elsäß-lothringischen Angelegenheiten betraute Minister, Unterstaatssekretär *Blaisot*, der Feier des 50jährigen Bestehens der elsäßischen Baugewerbeinnungen bei. Er würdigte dabei in einer Ansprache die Bedeutung des elsäßischen Handwerks und, wie er sagte, auch die ihm vorgetragenen Wünsche nach Erhaltung dieser Landeseinrichtungen, die er selbst als vorbildlich bezeichnete. Dann aber erklärte er im Namen der Regierung, daß die Regierung für eine wirtschaftliche Sonderstellung keineswegs, aber für eine solche auf dem Gebiete der Verwaltung zu haben sei. Damit war die Antwort auf die einstimmig gefaßten Beschlüsse der Generalräte gegeben.

Wenn die Autonomisten bei dieser Gelegenheit behaupteten, mit dieser *Ablehnung* sei der Beweis erbracht, daß Paris nicht gewillt ist, irgendein Zugeständnis freiwillig zu machen, und daß die Selbstverwaltung *erklämpft* werden muß, blieben sie nicht nur mit sich selbst logisch, sondern mochten auch nach Ansicht vieler anderer den einzig logischen Standpunkt überhaupt vertreten.

Doch, auch das neue Nein von Paris wird die Wichtigkeit der letzten Debatten um die elsäß-lothringische Selbstverwaltung nicht im geringsten gemindert haben, wie sich sicher in Zukunft noch zeigen wird.

* * *

Zur Abrundung des Bildes darf vielleicht noch ein merkwürdiges Begebnis angeführt werden, das sich im Senat zutrug. Dort wählten die *Patres Conscripti* der Republik den General Bourgeois, der, wie im Oktoberheft berichtet wurde, um seine Wähler zu ärgern, von diesen nicht mehr gewählt werden „wollte“, bis zum Ablauf seines Mandats Ende dieses Monats zum Vorsitzenden der Armeekommission. Dabei konnten sich die würdigen Herren zu betonen nicht enthalten, daß ihnen das Scheiden des Generals leidtue und von ihnen dem Umstand zugeschrieben werden müsse, daß die Elsässer die Interessen der nationalen Verteidigung aus den Augen verlorren. Ob ausgerechnet die Elsässer inmitten ihrer Festungen die Belange der nationalen Verteidigung „aus den Augen verlieren“ können, im buchstäblichsten Sinn dieses Wortes, kann füglich dahingestellt bleiben. Daß aber Leute, deren Rang und Alter eigentlich ein verständiges Urteil voraussetzen lassen müßte, solche Geschichten erzählen und derartige Rundgebungen veranstalten, erklärt manches, was man von vorneherein für unwahrscheinlich zu halten geneigt wäre. *H. Bickler.*

Bücher Rundschau

Scheidung oder Zusammenklang / Europäisches Schicksal in Büchern.

- Gonzague de Reynold: Die Tragik Europas. Vita Nova Verlag, Luzern 1935.
 Gert H. Theunissen: Revolution und Jugend. Vita Nova Verlag, Luzern 1935.
 Waldemar Gurian: Der Bolschewismus. 2. Aufl. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1932.
 Waldemar Gurian: Bolschewismus als Weltgefahr. Vita Nova Verlag, Luzern 1935.
 Werner Schlegel: Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution. 2. Aufl. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1934.
 Schweizer Annalen. Max Richans Verlag, Zürich 1935.

Ein gemeinsamer Zug geht durch die politisch-philosophische Literatur der Gegenwart: der Wille, bis zu dem Punkt vorzustoßen, an dem sich geistige Haltung

von geistiger Haltung scheidet. Das wiederum ist nur möglich, wenn die Prämissen in einem Unbedingten wurzeln.

Es ist eine ungemütliche Literatur. Die Zeit der unbeteiligten Betrachtung, der kausalistischen Erklärung ist vorbei. Jeder, der gehört werden will, tritt unter ein Zeichen, was nicht heißen muß, daß der „bekenkende Geist“ auf das beste Erbe des 19. Jahrhunderts, nämlich Sachlichkeit und kritisches Vermögen, verzichtet. Man könnte geradezu von einer neuen großen Epoche des europäischen Geistes sprechen, indem dieser mit seltener Unerbittlichkeit seinen Gehalt auf die Probe stellt und in der Umprägung seiner Formen wieder die Verhaltensweisen ganzer Völker bestimmt und menschliche Typen züchtet, die auf lange hinaus dem Gesicht der Welt neue Züge einschreiben werden.

Auch hierin gleicht Europa einem Heerlager, das dadurch seine besondere Prägung erhält, daß es nicht Gelehrtenkämpfe sind, sondern daß die Wortführer als die Vorkämpfer gläubiger, einflussbereiter Gruppen erscheinen, deren jede sich entweder ihre Welt erst formt oder die ihr als Vermächtnis übergebene vorgeformte Welt verteidigt. Als Richtpunkte der Haupttendenzen lassen sich etwa feststellen die Theozentrik (Gottesherrschaft), wie sie Gonzague de Reynold faßt, und der russische Bolschewismus. Klare Fronten gibt es nicht; denn alles ist in Bewegung, sogar der Bolschewismus, das Dritte Reich, die römische Kirche. Immerhin läßt sich die eine Bewegung bezeichnen als die sich vollendende Säkularisierung aller metaphysischen Inhalte zugunsten einer reinen Diesseitigkeit, die andere aber als eine Reaktivierung christlichen Geistes, den man aber nicht mit irgend einem kirchlichen Geist verwechseln darf. Dabei sehen sich „Christ und Antichrist“ — um ein Bild aus der Apokalypse zu gebrauchen — oft zum Verwechseln ähnlich. So entfesselt der russische Bolschewismus einen ganz spezifischen Idealismus, der vielleicht nicht nur Schmierstoff für die Machtmachine ist; der Volks- und Rasseglauben, in den teilweise durch fünfzehnhundert Jahre genährte Inhalte der christlichen Moral eingegangen sind, strahlt fordernd und wandelnd mit noch unermatteter Kraft auf seine Gläubigen zurück; der Humanismus erfährt, wie selbst Gonzague de Reynold zugibt, eine Umbiegung hin zur Transzendenz, die ihn zum mindesten in den Vorhof des Christentums führt; christlicher Geist erweist sich als grundsätzlich bereit, sich mit den entgegengesetztesten Formen staatlichen Lebens zu verbünden.

In dieser Situation erweist sich wieder das unverdiente Privileg und die erschütternde Fragwürdigkeit, aber auch die gesteigerte Verantwortung der Völker, die nicht zu Rufern im Streit, nicht zu den Schicksalsträgern, freilich auch nicht zu Schiedsrichtern berufen sind, in denen sich aber bei wirklicher Wachheit eine schmerzliche Reflexion vollzieht. Gerade sie vermag, indem sie aktive Folgerungen zieht, auf dem Weg der Bewahrung, der Vermittlung, der Transformierung eine echte Kulturfunktion auszuüben.

Gonzague de Reynold: Die Tragik Europas. Das Werk des Freiburger Katholiken und Aristokraten erscheint in diesem Zusammenhang als eines der wichtigsten Bücher, welche in letzter Zeit erschienen sind. Es leidet zwar trotz gewaltiger Einsichten, wie sie nur die feste Betrachtungsbasis verschafft, unter gewissen Nachteilen der äußeren Form, die angesichts seiner breiten Unlage doppelt empfunden werden. Mit einem klareren Inhaltsverzeichnis, Untertiteln, Marginalien oder Seitenüberschriften, Sach- und Namensregistern wäre es übersichtlicher.

Reynold versucht eine geistesgeschichtliche Deutung der gegenwärtigen europäischen Situation zu geben, die sich als die Endphase der im 18. Jahrhundert einsetzenden und seither nicht mehr zur Ruhe gekommenen revolutionären Umwandlung des Abendlandes erweist. Ihrem Wesen nach stellt sie sich dar als Abfall von der die hohe Zeit des Mittelalters erfüllenden Einheit „durch die Auflösung der Synthese von Materie und Geist, durch den Verlust des Sinnes für die Ganzheit, durch die Zersetzung der menschlichen Persönlichkeit“.

Der Abfall setzt mit dem Humanismus ein, der sich anthropozentrisch (b. h. mit dem Menschen im Mittelpunkt und als Sinn der Schöpfung) entwickelt. Mit dem 18. Jahrhundert ist die Verselbständigung des Geistes bereits soweit vorgeschritten, daß die Ideen die Ereignisse bestimmen. In Rousseaus „Contrat social“, Montesquiens „L'esprit des lois“ und Condorcets „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“ ist die Quintessenz dieser Entwicklung gegeben,

nämlich die Vorbereitung der modernen Demokratie und des Statismus, die Relativierung der Staatsform und der Glaube an einen unendlichen Fortschritt.

Die Wirkung dieser Ideen wird von der Seite der Ethik her verstärkt. Hier sind es Eudämonismus und praktischer Materialismus einerseits, andererseits wachsende Feinsüßigkeit, ein Suchen nach dem allen Menschen Gemeinsamen, das zur Lehre von der Gleichheit führt, philanthropische Bestrebungen, die sich wieder mit utilitaristischer und weltlicher Moral durchsetzen und der Glaube an einen idealen Naturzustand. Sie bereiten den Sozialismus vor, der im 19. und 20. Jahrhundert zum eigentlichen Bannerträger der Revolution wird.

Ursprünglich wächst der Sozialismus aus dem spontanen Protest gegen die Mitleidlosigkeit einer wirtschaftlichen Entwicklung. So verstehen ihn auch die sozialistischen Romantiker. Bedeutung als revolutionäre Gesellschaftslehre gewinnt es jedoch erst mit Karl Marx, der ihn mit dem historischen Materialismus wissenschaftlich untermauert. Sein Wesen ist seither geformt durch das jüdische Element des Messianismus und die beiden germanischen des Feuerbach'schen Atheismus und der — allerdings auf den Kopf gestellten — Dialektik Hegels. Seinen Nährboden findet er nach Gonzague de Reynold in der allmählichen Aushöhlung der Eigentumsverfassung von Seiten des omnipotenten Staates. (Auf die im Kapitalismus erfolgende Vermachtung des Eigentums geht Gonzague de Reynold leider zu wenig ein.) Das eigentlich konstruktive und vorwärts weisende Element der sozialistischen Bewegung sieht Gonzague de Reynold in den Gewerkschaften. Sie können Brücke zu einer neuen Ordnung der menschlichen Arbeit werden.

Indem sich der Sozialismus auf dem Weg über die Demokratie im Staat ausbreitet, wird er zum „kurzfristigen Bindeglied zwischen der individualistischen Formel der bürgerlich-liberalen Gesellschaft und der totalitär-kollektivistischen Formel der zeitgenössischen Gesellschaft, wie sie in Rußland, Italien und Deutschland besteht“.

Als ständiger Protest begleitet die materialistische Entwicklung des europäischen Geistes die Romantik. Sie ist jedoch eine Flucht ins Unwirkliche und eine Folge der Unruhe des Herzens, das nirgends mehr daheim ist; denn „in jedem Romantiker steckt ein Individualist und ein Pantheist, die sich gegeneinander erheben und sich wie zwei Gegner messen“. Diese Romantik erscheint bei Gonzague de Reynold wie eine auf Moll gestimmte Gegenmelodie zu dem Auflösungsprozeß, die mitunter wild in Aufruhr aufbraust, ohne aber auf den Gang der Dinge selbst Einfluß gewinnen zu können, weil der Romantiker auch dort, wo er sich der Welt hinzugeben scheint, sich selbst sucht. „Weder tief religiös noch universell menschlich ist sie zu sentimentalen Phantasien und engen Nationalismen verurteilt.“

Recht eigentlich gehört aber das 19. Jahrhundert dem Liberalismus und der Demokratie. Ihr Regime nennt Reynold „in seinen Absichten und Grundideen das großherzigste und idealistischste aller Regime. Aber es hat organische Fehler, an denen es heute stirbt; denn es entspricht einer Auffassung vom Menschen, die viel zu idealistisch und viel zu optimistisch ist. Es fehlt ihm also jene Tugend der Vorsicht, die nach dem heiligen Thomas von Aquin die beste politische Tugend ist. Es setzt vollkommene Menschen voraus oder wenigstens Menschen, die vollkommen werden können“.

Schon die radikale Demokratie, die dem Liberalismus folgt, sieht den Traum zerrinnen; sie endet als der Konsequenz eines spielerisch aufgefaßten politischen Lebens, praktischer Führerlosigkeit und ständiger Improvisation in der Macht der Bürokratie, im Statismus und der Staatsvergötzung, deren Schrittmacher der Nationalismus ist. In ihnen sind die letzten Elemente eines christlichen Staates aufgehoben und es gibt diesem anonymen und kollektiven Absolutismus gegenüber nur noch die Flucht zur Herrschaft der Autorität, zur Diktatur, die wie ein Sprengkörper in der Demokratie steckt. Das will aber nicht heißen, daß Demokratie nicht — wie Gonzague de Reynold meint, neben Aristokratie und Monarchie — eine der Grundlagen des Staates ist. „Der Irrtum lag nur darin, daß man die Demokratie zum Staate selbst machte.“ Der eigentlich ideengeschichtliche Teil schließt mit folgender Würdigung: „Der Liberalismus hat und gelehrt, daß der Mensch von Natur ein freies Wesen ist und daß der Staat die persönliche Freiheit achten muß. Die Demokratie hat uns gelehrt, daß des Volkes Wohl das oberste Gesetz

jeder Regierung ist. Der Sozialismus lehrt uns, daß der Arbeiter als Mensch behandelt werden muß, daß die politische Gerechtigkeit nicht genügt, sondern auch die soziale Gerechtigkeit nötig ist. Das sind die drei Ecksteine eines jeden neuen Regimes, wie dieses auch immer beschaffen sein mag."

Die Flucht hin zur Autorität wird nun an den vier Beispielen: U. S. A., Rußland, Italien und Deutschland ausgeführt.

In den U. S. A. erfolgt sie in der Form einer Diktatur, welche die Demokratie als solche nicht in Frage stellt, aber in der Heranziehung des sog. „Gehirntrüsters“ dem politischen Bau ein geistesaristokratisches Element einfügt. Diese Diktatur ist, wie Gonzague de Reynold sich ausdrückt, „der Ruf nach einem Mann, der einen Plan hat und der Auftrag an diesen Mann, seinen Plan durchzuführen. Man überträgt diesem Mann alle Machtmittel oder die Vollmachten mit der nötigen Zwangsgewalt, man schenkt ihm Vertrauen und man gewährt ihm Zeit.“ Für Amerika bedeutet sie Abkehr von der bisherigen Entwicklung; denn sie ist der sichtbare Ausdruck des Irrewerdens an der rein auf dem menschlichen Willen, der Ratio und dem Maschinismus aufgebauten materialistischen Massenzivilisation.

Der russische Bolschewismus ist die totale Revolution, „die die Wurzeln ausreißt, bis auf den Grund geht, die das Bisherige zu Boden stürzt und die — wie es scheint — darauf zerschmettert wird.“ Gonzague de Reynold nennt sie geradezu das „Experimentierfeld des Satan“.

Über die politisch-wirtschaftliche Umwälzung in Rußland ist hier nicht zu reden. Wichtig sind vor allem ihre geistigen Mittel; denn der Bolschewismus hat sich eine Philosophie geschaffen, die sich als eine reine Tatlehre darstellt, welche den Zielwillen des Menschen und zwar des proletarischen Menschen zur — proletarischen — Freiheit voraussetzt und somit einen eigentlichen bolschewistischen Idealismus erzeugt. Die totale Abkehr von Europa ist ähnlich wie die amerikanische Wandlung nur aus dem Schicksal zu erklären, das Rußland von Asien und Europa her erfährt. Es ließ ein eigentliches Geschichtsbewußtsein nie aufkommen, es hinterließ aber auch keine Zivilisation im europäischen Sinn, da Rußland infolge des Schismas nicht mit der „Romania“ in Berührung kam und durch sie, die große Erzieherin des Kontinents, miterzogen wurde. Mit einem Jahrtausend Verspätung traf es auf Europa und hatte nun nicht mehr Zeit, die Grundlagen seiner Sittlichkeit in sich aufzunehmen, in deren Zentrum die unbedingte Achtung vor der menschlichen Person steht.

Im Gegensatz zu den U. S. A. und zu Rußland wird in Europa die Revolution von heute vom Nationalismus getragen, „unter dem sich eine Weltidee verbirgt; der neue Staat“. Seine Entstehung kommt einer „Explosion der Regenerationskräfte“ gleich, welche die politische Demokratie vernichten, nicht aber die soziale und wirtschaftliche; die im übrigen für die Totalität der menschlichen Belange gefährlich ist wie jede Explosion, sofern sie sich nicht selbst auflöst, „verfassungsmäßig“ wird, d. h. sich im neuen Rechtsstaat der allgemeinen christlichen Norm der Gerechtigkeit unterordnet.

Beim Faschismus handelt es sich eigentlich zunächst um eine Reaktion des gedemütigten Patriotismus, dem Mussolini den Auftrieb, die Mystik und die revolutionären Ziele einpflanzte und ihn zu einer übersteigerten Vaterlandsliebe umformte. Er ist in der selten glücklichen Lage, an die römische und katholische Überlieferung anknüpfen zu können. Im Rückgriff auf die Dreifaltigkeit Disziplin, Hierarchie und Autorität schafft er sich sein Rückgrat und kann, ohne einen Bruch zur nationalitalienischen Wirklichkeit zu erleben, mit dem Korporationensystem den Übergang zum harmonisierten Sozialstaat versuchen. Von der Gefahr eines neuen Laizismus und eines Cäsaropapismus ist er nicht verschont.

Viel problematischer als den Faschismus sieht Gonzague de Reynold den deutschen Nationalsozialismus. Noch ist es ihm nicht sicher, ob er zu einem Ordnungselement oder zum Zerstörer Europas wird. Die Gründe liegen in den „Expansions- und Umformungskräften, die das Germanentum in sich trägt“. Noch steht diese viel jüngere Welt nicht unter der Regel altzivilisierter Völker, „eng mit ihrer Vergangenheit verknüpft“ zu sein „und mehr in die Tiefe als in die Breite zu leben“. Noch hat „sie nicht ihre Gewohnheit angenommen, die Vernunft zu gebrauchen und sich von ihr regieren zu lassen“.

Die Reaktion des Lateiners in der Begegnung mit der Geistigkeit eines Volkes, das noch näher bei seinem Ursprung steht, das seine psychologische Einheit noch nicht gefunden hat und das noch nicht zu der Synthese der großen natürlichen Widersprüche gelangt ist, die jeder Mensch in sich fühlt, hindert Gonzague de Reynold nicht, seine Gründlichkeit und Unbedingtheit des Willens samt allen ihren Folgerungen zu sehen, „Eigenschaften und Tugenden einer sehr großen und unbezähmbaren Rasse“, die sich mit der Ungunst des Raumes und einem fragwürdigen geschichtlichen Erbe auseinanderzusetzen hat.

Die Elemente des Neuen liegen dank der Energisierung Deutschlands durch Preußen, seiner inneren Einigung durch den Mythos der Rassenüberlegenheit und die universelle Idee des „Reiches“ vorbereitet da, als Deutschland mit Versailles und Weimar den Faden seiner Geschichte verliert und darum im Durchbruch einer jungen, durch Schicksal und Erfahrung hartgewordenen Generation seine Revolution erlebt. Ihr Inhalt braucht hier nicht weiter berührt zu werden. Gefährdet scheint sie Reynold vor allem durch die Diskrepanz zwischen Nationalismus und Sozialismus, deren Überwindung viel Genialität voraussetzt, durch die drohende Erstarrung zum System und die Mystifizierung der Idee. Gonzague de Reynold versucht in seinem Urteil positiv zu bleiben. Das ist nicht weiter verwunderlich; begegnen sich doch auf dem Feld des politischen Ideals viele seiner Gedanken mit denen des Dritten Reiches. Wenn es trotzdem in ein Fragezeichen ausklingt, so darum, weil der „Historiker“ Reynold im Mythos, der tausend Jahre Geschichte streicht, den Bruch sieht, der „zivilisierte Lateiner“ zur bewußten Primitivität keine Beziehung findet, der „Wissenschaftler“ die Lehre vom Ariertum für abwegig hält, der „Europäer“ die Behandlung der Judenfrage, der „Mann der mesure“ die Prinzipienübertreibungen nicht versteht, der „Christ“ die Herabziehung der Religion zur Relativität der menschlichen Dinge und die Rückkehr zum Heidentum für einen Sturz hält.

Gegenbewegungen gegen diese auf nationaler Grundlage vor sich gehende Vollendung und, wie Gonzague de Reynold hofft, schließliche Überwindung der europäischen Revolution sind die großen politischen Einheitsbestrebungen, sei es der Realität gewordene *V ö l k e r b u n d*, sei es die Idee *E u r o p a*. Reynold ist skeptisch; denn wenn er auch anerkennt, daß der Völkerbund universell denken lehrt, so vermag er an seinen Sinn doch erst dann zu glauben, sofern er „unter das Licht der christlichen Idee“ tritt. Die Frage Europa aber wird ihre Lösung finden, wenn neben die politische die geistige Aktion tritt, der „Kreuzzug gegen alle falschen Lehren, die die Klugheit hemmen, den Willen vernichten, die Tat lähmen“.

Das Werk klingt aus in der Frage „Mensch oder Gott“? Gonzague de Reynold schiebt das Zentrum der Lösung damit auf die Ebene des Religiösen: *A n t h r o p o z e n t r i s m u s*? — Selbsterlösung — wohl Beherrschung der Materie, aber Rückfall ins Tierische, in Sklaverei und Materialismus und als Folge: Relativierung und schließliche Zerstörung der Moral dadurch, daß das seinen irrtümlichen Instinkten überlassene Individuum unter Hingabe der gefürchteten Entscheidungsfreiheit an den Staat auch seine Persönlichkeit dahingibt.

D e r T h e o z e n t r i s m u s? Das würde Rückkehr zu der geistigen Einheit, von der die europäische Menschheit ausgegangen ist, bedeuten. Diese heißt aber Christentum; „denn es ist die einzige Lehre, die die Synthese zwischen dem Sein und dem Werden, zwischen der Bewegung und der Unbewegtheit vollzieht“. In ihm löst sich das Problem der menschlichen Bestimmung, das drei Werte umfaßt: den Menschen, die Dinge, Gott. In ihm ergibt sich wieder der wahre Rang aller Werte — auch des Staates, der zwar „ein Zentrum, ein Gipfel ist, nicht aber d a s Zentrum, d e r Gipfel“. Die juristische Organisation der Welt wird „die logische Folge der christlichen Idee sein“. „Hier ist die geistige Autorität, die Ordnung von oben, ohne die nur physischer Zwang bleibt, die existierende Organisation von unten herauf, diese furchtbare materielle Organisation, die rationalisiert und standardisiert, die uns verflabt und die in uns den Geist zu töten droht“.

Soweit Gonzague de Reynold! In der Umkehr würde sich in der Tat die Revolution, d. h. der in sich zurückkehrende Umlauf vollenden. Werden aber die Zeichen ihres Weges, der bisher einzig in der Geschichte des Geistes war, dem europäischen Gesicht nicht unverwischbar eingeschrieben sein? Und bleibt der Geist nicht stets

ein Versucher, ein Auführer, vielleicht ein Teil des Gottes selbst? Und eine „Ordnung des Seins“ darum nicht der Mythos eines goldenen Zeitalters, das zurückzurufen uns nicht mehr gegeben ist? Bleibt deshalb die stets geübte Selbsterkenntnis und die Erkenntnis der Stellung des Menschen und der Völker zwischen dem Gesetz der Erde und einer Ordnung, die zu verwirklichen uns ewig aufgetragen ist, nicht das einzig Mögliche?

Gert H. Theunissen: Revolution und Jugend. Theunissens Schrift bewegt sich auf ähnlichen Gedankenpfaden wie Gonzague de Reynold. Wesen der europäischen Revolution ist der Bruch mit der christlichen Vorstellung von der Gottebenbildlichkeit des Menschen und dem christlichen Glauben an die geistige und jenseitige Bestimmung des Menschen, dessen Freiheit Überwindung (nicht Verleugnung) seiner kreatürlichen Gebundenheit heißt.

Also Abjage an jede Immanenzphilosophie und eine aus ihr folgernde Auffassung der Freiheit, die — man sollte vielleicht einschränkend sagen, unter dem Einfluß der typisch europäischen Dynamik des Denkens, — in der Verzweiflung am Geist endete. Zugleich wird aber damit eine revolutionäre Haltung der Jugend anerkannt, die sich gegen den Humanismus und eine individualistische und liberale Welt, „die zeitgeschichtlich letzte Parole des humanistischen Irrtums wendet“.

Theunissen verneint aber diese Haltung, insoweit an die Stelle des egozentrischen Individuums das Kollektiv treten soll. Er nennt die damit notwendige verbundene „totale Verabsolutierung des Relativen, die Vergötzung der entleerten materialistischen und mechanizistischen Lebensbegriffe“ das „Totalitätsprinzip der Verzweiflung“; denn nun wandelt sich das Menschliche ins Funktionale, das Gegliederte ins Uniforme, das Geistige ins physisch Bedingte, das Organische ins Organisatorische; die Wahrheit wird politisiert, die Lebensäußerungen kollektivierte und menschliche Ansprüche und Tätigkeiten haben schließlich nur noch insoweit Berechtigung, als sie der „bestialisch vereinfachten materiellen Existenz“ dienen. In solcher Richtung zielende revolutionäre Energien können nur Zeichen eines „müden Enthusiasmus“ sein.

Die Entscheidung geht also für oder gegen den Bruch mit der humanitären Anbetung des Lebens, für oder gegen die den Individualismus wie den Kollektivismus beherrschende Irrlehre, daß die Selbstliebe und die Selbstrechtfertigung des Menschlichen und des Menschen die Grundlage der menschlichen Existenz seien. Der Mensch ist, wie die Gegenwart beweist, bereit, sich als Mensch *einem* Wert zu unterstellen und ohne Bedingung nicht nur sein Denken und Handeln, sondern sein ganzes Wesen auf einen einzigen Anspruch, einen einzigen Inhalt zu gründen. Damit sind zwei Möglichkeiten gegeben: „Dieser Inhalt kann ein zur Religion erklärter Mythos vom Leben sein, in dem sich die humanitären Vorstellungen vom biologischen Sinn des Menschlichen totalitär gegen ihren einstigen Träger, das Individuum, wenden, wie er ebenso gut auch eine neue geistige Bestimmung der materiellen und physischen Wirklichkeit des Menschen, eine tatsächliche Verwirklichung der christlichen Aufgabe, der Totalitätsanspruch der göttlichen Wirklichkeit selber sein kann.“

Der erste Weg fordert als Preis die „allgemeine Auslöschung aller einzelnen Wesenheiten und konkreten Wirklichkeiten in einer einzigen Verallgemeinerung“. Der zweite Weg heißt zwar Relativierung und Einordnung des Individuellen wie des Überindividuellen, aber Wiedergewinnung ihrer geistigen Bestimmung und dadurch Überwindung der Revolution.

Waldemar Gurian: Der Bolschewismus. Im wesentlichen auf dem Boden der Tatsachen und der dokumentarischen Belegung auch dessen, was an bolschewistischem „Infektionsstoff“ den Westen berühren kann, nämlich des geistigen Gehaltes der „Heilslehre Bolschewismus“, bewegt sich das schon 1931 erschienene, aber bis heute noch nicht überholte Werk von Gurian. Sein Wert liegt vor allem in der peinlichen Sauberkeit des Historikers und Soziologen, die vielleicht etwas unzeitgemäß anmutet, die aber doch jeder, dem es auf klare Information und nicht auf Anreicherung mit Gefühlskomplexen ankommt, gern feststellen wird. Ich möchte das gerade deshalb betonen, weil Kritik bestimmten Tatsachenreihen immanent sein kann.

So etwa, wenn die bolschewistische Religionskritik, die in strenger Sinnachfolge von Karl Marx feststellt, „daß das Ziel des menschlichen Wesens und der Mensch-

heit in der Organisation der irdischen Gesellschaft und der für sie entscheidenden Wirtschafts- und Produktionsverhältnisse besteht, sich in einer Umzentrierung des Gesamtbewußtseins spiegelt; oder wenn der Atheismus, der mit der Veränderung der gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung — lies im Sinne der proletarischen Freiheit und der durch das Proletariat gewährleisteten Gerechtigkeit — aufs engste verbunden sein soll, seine Illustrierung in der bolschewistischen Kirchenpolitik erfährt; oder wenn es dokumentarisch zu erweisen ist, daß der Terror als politisches Mittel einen ganz bestimmten Menschentyp schafft, eine ganz bestimmte Gesinnung in den führenden Schichten hervorruft, welche den anfänglich echten Glauben an die Utopie gründlicher erschüttert als jede rationale Beweisführung. Man könnte die Beispiele beliebig erweitern bis zu jenem erschütterndsten der Verfallsstadiume eines Organisationsapparates, der sich als Gewalt absolut setzt und damit den Zweck, der ihn schuf, überhaupt nicht mehr sieht.

Es sind ein paar Hinweise, willkürlich aus der Fülle des erschöpfend dargestellten Stoffes herausgegriffen. Dieser gliedert sich in sechs Teile: 1. Die geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen des Bolschewismus, 2. Eroberung und Ausbau der politischen Macht in Rußland durch die bolschewistische Partei, 3. Die Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik des Bolschewismus, 4. Die bolschewistische Partei, 5. Die bolschewistische Doktrin, 6. Kritik des Bolschewismus. Daran schließt als ein äußerst aufschlußreicher Anhang eine Dokumentensammlung zu Lenins Lehren, dem Ziel des Fünfjahresplanes, den Schwierigkeiten und Methoden des sozialistischen Aufbaus, dem Kampf gegen die Religion und dem Ehrerecht. Ergänzt wird das Werk durch einen ausführlichen Literaturnachweis, zahlreiche illustrierende Anmerkungen und ein um der weitschichtigen Materie willen wertvolles Namens- und Sachregister.

Die geschichtliche und gesellschaftliche Würdigung des Bolschewismus, die Gurian am Schluß des methodischen Teils gibt, läßt sich in dem auch heute noch gültigen Satz zusammenfassen: „Der Bolschewismus ist nicht wegen seiner Doktrin für die heutige Welt gefährlich, sondern darum, weil die heutige Welt stark an Vorstellungen festhält, die der gewandelten gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht entsprechen.“ So wird „der Bolschewismus zu einer Mahnung gegen die Beruhigung in den bestehenden Verhältnissen. Er wird zu einer negativen Kraft der gesellschaftlichen Reform“.

W. Gurian: Bolschewismus als Weltgefahr. Das Sichtbarwerden eines neuen totalitären Staates in Gestalt des Dritten Reiches ließ Gurian aus der Reserve des darstellenden und in seinen Urteilen vorichtigen Wissenschaftlers heraustreten und die Frage aufwerfen: Ist der bolschewistische Staat überhaupt ein einmaliges Phänomen oder eignen nicht auch dem nationalsozialistischen Staat Züge, die gestatten, von einem neu sich ankündenden Staatstypus zu sprechen, der einmal für das 20. Jahrhundert gerade so charakteristisch sein wird, wie der liberal-demokratische Staat für das 19. und der absolutistische Staat für das 18. Jahrhundert.

Ihn würden etwa folgende Wesenszüge kennzeichnen: Es gibt nur noch eine staatliche Sphäre, die sich möglichst auf jede Lebensäußerung erstreckt. Die politisch-soziale Ordnung rückt mithin in den Mittelpunkt des Daseins. Das tut sie aber nur, wenn der Staat in seinen Zwecken zum Gegenstand der Weltanschauung wird, die sich absolut setzt. Er erreicht das durch Erzeugung eines dahin zielenden Massenwillens mit Hilfe einer Staatskunst, welche die „Arcana regiminis“ bis ins Feinste ausbildet, nämlich Massen suggestion, Organisationstechnik, Isolierung jedes Widerstrebenden, Monopol der Propaganda, Erziehungsmonopol, Handhabung von Wahrheit, Moral und Recht nach Zweckgesichtspunkten, Erdrückung jeder Möglichkeit einer Gegenrevolution durch das Mittel eines Terrors, der keineswegs blutig zu sein braucht wie in Rußland, einen praktisch niemals völlig weichen Ausnahmestand. Die Garanten des weltanschaulich und machtpolitisch völlig zentrierten Staates sind die Partei als Elite einerseits, andererseits die nicht mehr organische, sondern auf das Staatsziel hin rational-zweckhaft geeinte und gelenkte Volksgemeinschaft.

In dem so funktionierenden Staat verschwindet notwendig der ehemals treibende weltanschauliche Inhalt hinter der Machtorganisation. Sie wird schließlich zum Sinn seiner Existenz.

Seine Entstehung verdankt dieser totalitäre Staat dem unter dem Eindruck des Verfalls der bisherigen politisch-sozialen Welt allenthalben erwachten Glauben,

daß nur mit Hilfe gewalttätiger äußerer Änderungen Remedur geschafft werden könne. „Die Komplikationen des sozialen Lebens treiben also zu einer gewalttätigen Vereinfachung.“ Da aber der Zerfall über den gesellschaftlichen geistige Gründe hat, vollzieht sich der Vereinfachungsprozeß eben im Zeichen einer politisch-sozialen Weltanschauung, die mit der Herrschaft einer bestimmten, fest organisierten und disziplinierten Gruppe verbunden ist.

Die bisher sichtbar gewordenen Mittel der Remedur sind ihrem Wesen nach weder an politische noch nationale Grenzen gebunden, die Verfallserscheinungen sind aber, wenn auch jedesmal in anderer Gestalt, überall feststellbar. Deshalb bedeuten die den neuen Staat tragenden Kräfte eine Gefahr für alle. Sie bedeuten es umso mehr, je kräftiger der Glaube eines Volkes an seine Berufung ist, je mehr ein Staat als der Retter der traditionellen Ordnung und des Völkerfriedens auftritt, je überzeugter er davon ist, daß die Garantie dessen aufs engste mit der Herrschaft der besten Rasse zusammenhängt und je ungebrochener seine organisatorischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtmittel sind. Mag die Heilslehre, die er bereithält, inhaltlich noch so unzulänglich sein, der zur Schau getragene Glaube „siegte in einer glaubenslosen Welt, die nur solange Tradition und Zivilisation ernst nimmt, als diese nicht wirklich erschüttert sind und einen rückhaltlosen Einsatz verlangen“.

In diesem wegen seiner rationalen Systematik so bestrickenden Gedankengang erscheinen wichtige Elemente konstruiert und aus der Schau des im Exil Lebenden verzerrt gesehen. Insbesondere wird man schon um der wissenschaftlichen Systematik willen die aus politischer Gegnerschaft und Ressentiment erwachsene Begriffsprägung „bolshewistischer Staat“ für den neuen Staat überhaupt und die Subsummierung des Dritten Reiches, das nach Gurian sogar seinen Idealfall darstellt, darunter abwegig finden. Man wird umso mehr zu einer Ablehnung dieses Verfahrens kommen, als Gurian das Trennende, ja fundamental Gegensätzliche von russischem Bolschewismus und nationalsozialistischem Staat mit aller Schärfe herausarbeitet. Doch kann man sich insoweit seinen Gedanken nicht ganz entziehen, als er auf die ernste Gefahr hinweist, daß quantitative Ordnungen wie Organisation, Macht ungeachtet der sie tragenden Zwecke in Qualität umschlagen, die dann tyrannisch ihren eigenen mechanischen Gesetzen folgt. Darin hat er vollends recht, daß „der Nationalsozialismus die moralische Krise einer Welt enthüllt und daß seiner Machtgläubigkeit als Gegenstück eine moralische Trägheit entspricht, die vielleicht darum hilflos ist, weil sie selber spürt, wie wenig sie bereit ist, ihre schöne Terminologie — Friede, Sicherheit, Ordnung, Recht, wirklich ernst zu nehmen.“

Werner Schlegel: Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution. Über der betonten Sichtbarkeit des offiziellen Apparates vergißt man, daß es eine Zeit gab, wo man in Deutschland zwischen nationalistischer Partei und Bewegung unterschied. War es doch gerade in jüngeren Kreisen üblich, die Partei für ein nicht zu vermeidendes Übel zu halten, in der Bewegung hingegen das eigentlich Entscheidende zu sehen. Nachdem sich aber die Partei als die entscheidende Größe erwiesen hat, die das gesamte Gedankengut der vielen Unterströmungen und Nebenflüsse in sich aufnahm, ist es für die Beurteilung der Genese des Dritten Reiches vielleicht notwendig, sich mit weiter zurückliegenden Äußerungen vor allem der Jugend zu befassen, deren idealistischem Glanz der Nationalismus z. T. seine Verankerung in jüngeren akademischen Kreisen verdankt.

Werner Schlegels Schrift ist in dieser Richtung sehr aufschlußreich. Da sie nach anderthalb Jahren nationalsozialistischen Regimes ihre zweite verbesserte Auflage erlebte, darf man annehmen, daß Korrekturen in Richtung einer Angleichung an die parteioffiziellen Auffassungen vollzogen wurden. Das bedeutet eine gewisse, wenn auch nicht entscheidende Einschränkung ihres dokumentarischen Wertes.

Schlegels Ausgangsbasis entspricht der Haltung, mit der die junge, am Geist verzweifelte Schicht Deutschlands dem Nationalsozialismus bei seiner Machtergreifung gegenüberstand: Die Gegenwart erscheint ihr chaotisch aufgesplittet. Seit 1914 hat das staatliche, das soziale Leben kein Gerüst mehr, der verlorene Krieg ist mit eine Folge innerer Richtungslosigkeit von Volk und Staat, die schon bis in die Jahre der wirtschaftlichen Prosperität zurückreicht. Wissenschaft scheint Selbstzweck geworden und trennt die Geister statt Beziehungen zu schaffen; es sieht aus, als ob ihr System unter dem Eindringen neuer Aspekte zerbrechen wird, ihre Prämissen

durch die sich vollziehende Wandlung des Weltbildes erschüttert, ihre Ergebnisse durch Doutsider in Frage gestellt seien. Die Krise macht vollends die Nichtbeherrschung des vom Menschen geschaffenen Apparates offensichtlich. „Es gibt weder Moral mehr noch Vernunft,“ „die Humanität ist zum Teufel gegangen.“

In dieser Lage fängt der Mensch an, sich selbst wieder zu sehen. „Die religiöse Empfänglichkeit steigt, aber die Kirchen schweigen.“ So „revoltiert die verdrängt gewesene Seele gegen die Herrschaft der Vernunft, das Leben will wieder vollständig werden“. Eine tiefe Sehnsucht nach Gerechtigkeit erfüllt die Massen, die der Marxismus aber nicht stillen kann, weil ihm als Weggenosse des Kapitalismus die wahre Lage des Menschen verborgen bleibt.

Die Wendung, wie sie Schlegel sieht, scheint charakteristisch für den an einer universellen Lösung verzweifelnden Menschen von heute zu sein: Das Volk, hier das deutsche Volk, wird zum Sinnträger des Daseins. Wer denkt dabei nicht an die schon 1929 erschienene Schrift des deutschen Soziologen Freyer „Revolution von rechts“, in der „Volk“ geradezu dialektisch gegen die sinnentleerte Formenwelt des Liberalismus plus Sozialismus gesetzt ist? Dieses deutsche Volk ist aber infolge seiner Durchsetzung mit individualistisch-römischem Rechtsgeist in der Entfaltung seines wahren Wesens gehemmt. Erst die Rückkehr zu den Grundlagen des germanisch-deutschen Rechts vermag die notwendige Reformation zu vollenden. Wegleitend dabei ist die Anschauung, daß der Grundgehalt des germanisch-deutschen Rechtes sozialer Natur sei, die Ansprüche des Einzelnen dem umfassenden Anspruch des Volkes, aus dem erst eigentlich die Rechtsverpflichtung quelle, untergeordnet seien und nie und nirgends, von gegenseitiger Rücksichtnahme losgelöst, bestünden. Die Adoption des Kernstückes christlicher Ethik ist, wenn auch verschämt vorgenommen, offensichtlich.

Es ist bezeichnend, daß eine ursprünglich religiöse Fragestellung — nämlich nach einer totalen Sinnggebung — in der Frage nach dem arteigenen Recht mündet. Man muß wissen, daß Schlegel im germanischen Recht, das insofern die Funktion einer Art neuen Naturrechtes — nur mit anderen Vorzeichen — erfüllt, die Garantie für den Durchbruch der Gerechtigkeit im deutschen Volk erblickt; man muß überdies wissen, daß der Ruf nach Gerechtigkeit und die ihm zugrundeliegende Gleichsetzung von gerecht und gut (das ist übrigens schon im jüdischen Prophetismus der Fall) jeweils von der in der Tiefe ihrer Seele verwundeten Kreatur erhoben wurde. Die sich durchsetzende Gerechtigkeit ist zugleich der Sieg eines höheren Prinzips. Damit ist aber Volk als Verwirklicher der Gerechtigkeit nicht mehr Selbstzweck, sondern „göttliches Instrument“. Schlegel spricht es zwar nicht aus. Aber in der Tiefe liegt es seiner Rechtfertigung der deutschen Revolution zugrunde.

Alles weitere ist programmatisch zwar interessant, aber durch die Tatsachen überholt und darum unerheblich.

Schweizer Annalen / annales suisses. Zum Schluß darf auf das erste Heft dieser neu erscheinenden Zweimonatschrift hingewiesen werden, die von einem Kreis jüngerer Schweizer herausgegeben wird, unter denen Ernst von Schenk, Basel, als Redaktor zeichnet. Der Hinweis deshalb, weil hier, wie es scheint, der Versuch unternommen wird, von dem im Schlufpassus unserer Vorbemerkung die Rede ist. Noch ist die Linie nicht ganz klar. Bewegt sie sich in Richtung eines sich zurückbiegenden Humanismus, wie es nach dem Aufsatz „Das Maß der Menschen und der Dinge“ von E. von Schenk scheint, der in den Sätzen endet: „Seitdem die verständliche Einheit unserer Kultur auseinanderbrach, die gültige Autorität geoffenbarter Wahrheit uns nicht mehr unmittelbar verpflichtet, ist uns unser Schicksal zum Geist auch als Gebot der erkennenden Seinsbefragung aufgegeben. Wissenschaftlichkeit in dieser Haltung der Autonomie ist seit der Renaissance europäisches Schicksal.“ „Nur die Rebllichkeit unseres Wahrheitswillens, die ständig wache Gegenwartigkeit unseres Menschseins und die damitige Bereitschaft zum Dienst an der durch uns manifest werdenden Wirklichkeit des Geistes befähigt uns zum echten Erkennen der Masse von Mensch und Dingen, ihres Wesens. Das Grundgesetz dieses Erkennens ist Liebe.“ Bewegt sie sich auf einen christlich geläuterten Platonismus zu, wie es nach der Arbeit „Revision“ von A. Stöcklin scheint? oder in der Richtung eines existentiellen Christentums, das hinter der Arbeit Tino Kaisers „Jeremiaß Gotthelf-Zeitgenosse Kierkegaard“, steht?

Zwei Worte und eine praktische Tatsache deuten immerhin eine Grundhaltung an: „Wir glauben an die Fruchtbarkeit geistiger Verschiedenheiten, wie sie sich ergeben aus dem persönlichen Schicksal des Einzelnen. Nur verarmende Verkürzung würde es bedeuten, diese Mannigfaltigkeit auf wenige formulierbare Programmpunkte zu reduzieren.“ Das tönt liberal im besten Sinn! Aber: „Wenn es etwas gibt, was auch in der Schweiz der gesamten heutigen Jugend aller Schattierungen und Uniformen eignet, so ist es das besonders ausgeprägte Bewußtsein der Revolution, die Epoche schafft gegenüber dem unvermeidlichen Ende eines sogenannten bürgerlichen Zeitalters.“ Die Tatsache ist gegeben in der Umschau, wo europäische Kulturereignisse (Bücher, Tagungen, Filme usw.) aus einer wahrhaft europäisch sein wollenden Haltung heraus beleuchtet werden, wie wir sie in ähnlicher Unvoreingenommenheit lange vermißt haben. Man möchte darüber die Worte P. Gertlanges stellen: „Ein Organismus vereinheitlicht sich umso eher, je mehr die Unterscheidung fortschreitet und die Funktionen sich vervielfältigen, vorausgesetzt freilich, daß diese Differenzierung nicht von außen, sondern aus dem inneren Prinzip her stammt, das sich auf eine noch reichere Art darstellen möchte.“

Eine Bitte sei vielleicht zum Schluß erlaubt: Wenn schon Zeitschrift, die in die Weite wirken möchte, dann keine *L'art pour l'art*-Sprache, sondern eine Sprache, die jeder wache Mensch versteht; denn verstanden zu werden, ist wohl das zunächst Wichtige?!

H. v. Berlepsch = Valendas.

Schweizer Literatur.

Es gibt um die Wende des 18. Jahrhunderts eine liebenswürdige Schweizerkunst, gepflegt von einem Schellenberg, Lory und wie sie alle heißen, die Dörfer, Städte, Seen und Berge, Trachten, geschichtliche und zeitgenössische Vorgänge gewissenhaft getreu in handbemalten Radierungen wiedergibt. Nicht umsonst schmückt eine Landschaft in diesem Stile den Einband von **R. Rüdler-Wings: Die Lawiser und ihr See**; Erzählung aus den Jahren 1831—1836 (Rentsch, Erlenbach-Zürich). Es ist eine helle, saubere, farbige Welt, auch wenn Gewitterstimmung herrscht, in welche die Dichterin ihre Figuren hineinstellt, den cholерischen, rundlichen Mattli-doktor mit der engen Stirn und dem weiten Herzen, den prächtig vom Amtsmantel umwallten neuerungssüchtigen Weibel, das ältliche Propstlibabi, die Nachtbuben, die Luzerner Sekundarschüler mit der Pfeife im Munde, die auf die Fremden lau-ernden Herrenführer. Die Dichterin verzichtet auf eine Wirkung in die Weite, da sie ihre Sprache reichlich mit Mundartaussprüchen spielt. „Willst gen Paris zur Z'morgensuppe, daß d' deine Zirkel so spannst? Er geht mit seinem Leben um wie mit einem leeren Türkenkolben. Die Frau ging durch Küche und Keller wie ein ausgewaschenes Tuch,“ so erfrischend anschaulich spricht das Buch, das als Erstlingswerk eine seltene Ausgeglichenheit, eine glückliche Zugriffsigkeit aufweist. Wir sind gespannt auf die versprochene Fortsetzung der Lawiser Erlebnisse in der Zeit des Sonderbunds.

Ebenfalls in die Vergangenheit führt die Novelle **Im Winkel von Tina Truog-Saluz** (Reinhardt, Basel). Bedächtig ist der Lebensrhythmus, wenn sich die ehrsamten Churer Handwerker zum Fastnachtmahle niederlassen oder hinter hohen Mauern im Garten eines Patriziers die blauen Porzellantassen klirren. Aber Standesunterschiede hinweg schlagen Frömmigkeit und Güte eine Brücke; aber die Gebundenheit an die überlieferte gesellschaftliche Ordnung bleibt. Das aufstrebende Proletariatskind verdunkelt mit seiner Lebenskraft und geistigen Beweglichkeit die aristokratische Jugendgenossin. Die Treue in der Freundschaft treibt zur Entsagung in der Liebe. Dankbar übernimmt die unverehelicht gebliebene Tochter des Reb-bauern mit einer Herrschaftswohnung auch ein geistiges Erbe an vornehmer Gesinnung und Hilfsbereitschaft. Alle Personen, auch wo sie einen Kleinstadtstandal erregen, sind mit liebendem Verständnis und einem unentwegten Glauben an das Gute geschildert. Dadurch werden zwar Höhen und Tiefen der Kunst nivelliert; aber ein milder ethischer Glanz breitet sich über winklige Gassen und bescheidene Lebensläufe.

Der Schweizer Zeitroman ist vertreten mit **Ernst Zahn: Der Weg hinauf** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Von der Perspektive des geruhlosen Alters aus werden die Motive wie eine gute Schachpartie entwickelt. In beiden Feldern erheben sich die Türme der Schweizerberge, dort als Mittel der Fremdenindustrie, hier als eine die Menschenseele läuternde Naturerscheinung. Die Könige, der prozige Gastwirt und der greise Bergführervater halten sich zurück. Die schwarze Königin, die hinauf in die höhere Gesellschaftsschicht strebte, die Mutter des Helden, ist vom Tode matt gesetzt. Die weiße Königin, Anshi, die Schwester, behauptet sich siegreich in strahlender Blondheit und kraftvoller Unmittelbarkeit. Zahn, verfallen jener „lieblichsten der Dichtersünden“, macht sie zum Symbol des ungebrochenen Volkstums und vermählt sie in ihrer jungen Tochter Anna dem Bruder, ein ansehnlicher Zug, zu dem sowohl flügelnder Kunstverstand als Liebe zum Geschöpf den Anstoß gaben. Und nun die jungen Läufer nach dem Glücke! Vor allen der streberische, gescheite Donat. Schon behauptet er sich im Felde des Ehrgeizes: Berufserfolg, politische Würde, die Hotelerbin als Braut stehen vor der Tür; aber das Schicksal in der eigenen Brust hat schon längst seine Sprünge belauert. Ein Zufall — ein in einem Zeitroman etwas zu mächtiger Zufall — deckt sein nicht einwandfreies Verhalten in einer Erbschaftsangelegenheit auf. Die weiße Königin rettet ihn vor der moralischen Niederlage, wobei die schmähfüchtigen Bauern nur so auf die Seite fliegen. Donat, der mißglückte Hotelier, führt von nun an das farge, gefahrenreiche Leben eines Bergführers, ein echter Zurbirggen. In der Schilderung des Helden und seines Aufstieges vom Schuhpußer zum Hoteldirektor spürt man die Wärme zum Teil persönlicher Erinnerungen des Dichters. Die psychologische Feinheit des Romans liegt darin, daß bei angeborener Ehrenhaftigkeit ein unredlicher Gedanke sich wie eine dreiste Fliege nicht verschonen läßt, aber stets als ekelregendes Geschmeiß empfunden wird.

Adolf Roelsch läßt seinen Roman **Geliebtes Leben** (Drell Füßli, Zürich) im heutigen Zürich spielen. Seine Helden sind Sprößlinge alteingesessener Bürgergeschlechter. Man geht dahinter in der fast ängstlichen Erwartung, mit der man sein eigenes Porträt betrachtet, halb in der Hoffnung, sich etwas verschönt wiederzufinden. Der Schauplatz hat nichts Typisches an sich; er könnte in einer andern Stadt liegen. Gelegentlich fühlt man sich an die Heimat der „Buddenbrooks“ erinnert durch die ironische Schilderung der reichen Spießer und ihrer Familienverhältnisse. Die oberste Gesellschaftsschicht der Patrizier erhält einen zwinernd bewundernden Blick für ihren Lebensstil. Sie schneidet mäßig ab mit dem diplomatischen Vater, der den nach seiner Ansicht unebenbürtigen Verehrer der Tochter gut genug hält für ein erstes Lebensexperiment und die genäßliche Tochter selbst. Die Liebe des Dichters gehört dem Geschwisterpaar Wiederkehr aus dem gehobenen Handwerkerstand. Künstlerische Veranlagung hat sich in diesem Goldschmiedegeschlecht vererbt. Leiblich und seelisch sind die Zwillinge wohl gefügt, wenn auch Irrungen und Wirrungen nicht ausbleiben. Die naturwissenschaftliche Art, mit der Roelsch die erwachende Sinnlichkeit der Zwanzigjährigen und das Problem der Geschwisterliebe angreift, mindert die Schwüle. Schließlich handelt es sich ja um Entwicklungsschwierigkeiten des abklingenden Pubertätsalters. Der Roman verliert sich am Anfang in nur lose zusammenhängende Schilderungen, worunter eine originelle Vorfrühlingsstimmung hervorglänzt; fortschreitend gewinnt er an epischem Fluß. Er hinterläßt eine kleine Ablagerung von Medisance.

Meinrad Inglin: Die graue March (Stadtmann, Leipzig) zeigt den Weg aus dem Gesellschaftstreiben ins Freie. Er stellt uns in eine nebelverhangene Landschaft, in der die Sonne nur kurz aufleuchtet und Sturm und Hagel die Felsen peitscht. Tiere und Menschen in ihren Urtrieben stehen im gleichen Range. Der Zwang zur Fortpflanzung über das individuelle Wohlbefinden, Leidenschaft des Jagens über die Nahrungsorgen hinaus verbindet beide. Wie die Landschaft rätselhaft und unerforscht in ihren innersten Falten bleibt, so führen die Menschen ihr langes, ihnen selbst nur zum Teil bewußtes Dasein. Schuldlos wie ihre Tiergenossen nehmen sie hin, was der Tag bietet. Unter den wie aus Holz geschnittenen Gestalten mit den braunroten Gesichtern sticht seltsam der „Große“, der halb bäuerliche, halb herrenmäßige Hauptjäger hervor und neben ihm das schene, unter der Qual der Kreatur sich aufbäumende Federkind. Geheimnisvolle Rebelfeigen flattern

über ihre Erscheinung in diesem eigenartigen, von großem Können und einem bestimmten Stilwillen gemeisterten Buche.

Kraft sei Tat! Und Geist — ein flammender Gipfel! Dieser Vers ist bezeichnend für den Dichter **Carl Friedrich Wiegand**, der seiner üppigen lyrisch-epischen Ernte Wesentliches in einem Bande **Die Lebensreise** (Huber, Frauenfeld) zusammenfaßt. Vieles ist nach dem Zeitraum einer Generation von den stürmischen Anfängen Wiegands geblieben. Seine mächtige Stimme, die sich selbst am Wohlklinge unverbrauchter Reime wie Magnolie, Zentifolie, Theorben, gestorben, Gnade, Myriade berauschte, hallt nach, und seine kühnen historischen Fresken sind uns in dem Grade vertraut geblieben, daß wir beinahe bedauern, wenn heute der gereifte Kunstverstand des Dichters einen improvisatorisch anmutenden Zug verdeutlicht und verbessert. Schwerter, Stürme, Kronen, Meere, aber auch Rosen wiegt der Geyfir der Wiegand'schen Phantasie. Es klingt ein volkstümlicher Moritatenton an und daneben der gewaltige Rhythmus von Schillers „Die Schlacht“. Obgleich der Dichter selbst das Epigramm ungeduldig beiseite schiebt, ist es ihm gelungen, schlagende Gedanken in seine Kürze zu verdichten, und wo er germanische Weichheit des Gemüts enthüllt, wie in den heute seiner Frau Anita gewidmeten Versen „Nach der Krankheit“ oder im „Kleinen Abendlied“, stehen wir staunend vor der Vielseitigkeit seiner Begabung. Daß Wiegand während des Weltkrieges leidenschaftlich Partei für sein deutsches Vaterland ergriff, erklärt sich aus seiner unter betonter Männlichkeit nicht hornhäutigen Seele. Seine „Ehrenlegion“ schwingt sich in der großen Vision der dreizehn Millionen Kriegsgefallener aller Länder zum Mitleid mit der Menschheit auf.

H e l e n e M e h e r.

An derselben Stelle sprachen wir vor einem Jahr vom ersten Roman **Kurt Guggenheims**, der jetzt pünktlich ein neues Werk hat erscheinen lassen. Die neuen „**Sieben Tage**“ und die „**Entfesselung**“ von 1934 zeigen die Familienähnlichkeit unverkennbar, motivisch wie stilistisch. Wieder ist das Zürich von heute der Schauplatz der Erzählung, wieder geht es um die Entfesselung eines Menschen. Diesmal aber um die Befreiung vom Bann der Vergangenheit. Es kommt ein Mensch heim, um sich zu rächen für erlittenes und vom äußeren Leben längst gutgemachtes Unrecht, aber in der neuen Wirklichkeit wird ihm sein Haß stumpf und unbrauchbar, und er läßt sich einordnen in neuen Sinn. Diese mittlere Linie des Geschehens ist nun aber nicht mehr in ununterbrochener zeitlicher Abfolge, also gleichsam im zeitlichen Längsschnitt dargestellt, sondern es wird versucht — wenn nicht alles täuscht, in starker Anlehnung an die Technik, wie sie Jules Romains in seinem neuesten Werke pflegt —, die verschiedenen Mitspieler während sieben Tagen in zeitlichen Querschnitten aufzuzeigen, wobei sich ein wachsendes Verschlingen und sich wiederum Lösen der einzelnen Schicksale dartut. Die Technik wird mit starkem Können gemeistert — man möchte sich nur vielleicht fragen, ob die Ichform, trotzdem sie hier den mittelsten Faden herausheben soll, nicht ein Widerspruch ist zum übrigen. Wieder ist das Atmosphärische dieses Romans sehr stark. Das ist Zürich von heute mit seiner Luft und seiner verwaschenen Rede. Wer Lokalfarbe sucht in einem Roman, der müßte zu diesem Werke greifen. Die Kunst Guggenheims, mit kleinen sinnlichen Zügen die Seele eines Augenblicks erstehen zu lassen, hat sich noch vervollkommenet, ja, sie ist jetzt so freispieland und scheinbar mühelos, daß vor soviel Leichtigkeit und Virtuosität eine leise Angst im Leser sich nicht unterdrücken läßt, ob nicht die jetzt noch wesentlich gebundene Schilderkunst Selbstzweck werden könnte. Einer der größten modernen Stilisten bemerkte einmal, man dürfe sich nicht dem einmal erreichten Schwung überlassen, es müsse die Form gleichsam in jedem Moment senkrecht auf den Inhalt bezogen sein. Solches kommt einem in den Sinn, wenn man an die — kommenden Bücher Guggenheims denkt. Doch dürfte man sich wohl begnügen mit der berechtigten Freude am vorliegenden.

E l i s a b e t h B r o c k - S u l z e r.

Revolutionsgeschichte der Republik Bern.

A. Friedrich von Mutach: Revolutionsgeschichte der Republik Bern 1789—1815. Herausgegeben von Hans Georg Wirz. Gotthelf-Verlag, Bern und Leipzig 1934.

Es war ein sehr guter Gedanke, dieses bisher ungedruckte Buch des langjährigen Leiters der bernischen Akademie, dieser Vorläuferin der Universität, auf das Berner Hochschuljubiläum hin im Druck erscheinen zu lassen. Dieses Werk, von einem Augenzeugen und wesentlich Mitbeteiligten zur Belehrung seiner Nachfahren über eine Zeitspanne tiefgreifendster geistiger und politischer Wandlungen geschrieben, hat heute, da wir in einer ähnlichen Zeit des Umbruchs leben, nicht nur historischen Wert, sondern auch eine aktuelle Bedeutung. Mutach, einem patrizischen Geschlechte Berns entsprossen, gelangte nach gründlichen Studien in Bern und im Ausland, die ihm eine hohe allgemeine Bildung sicherten, früh zu bedeutenden politischen und militärischen Stellungen. Mit 30 Jahren Mitglied des Großen Rates und Major, wurde er schon kurz vor dem Einfall der Franzosen zu einer diplomatischen Mission nach Frankreich verwendet und erlebte sodann den Sturz Berns und die nachfolgenden schweren Jahre der Helvetik und der Mediation aus nächster Nähe, wobei er an den politischen Geschehnissen höchst aktiven Anteil nahm. Als Mitglied des Kleinen Rates und anderer Behörden war er einer der maßgebenden Staatsmänner der Restaurationszeit und übte namentlich als Reorganisator und Kanzler der Akademie größten Einfluß auf die Erziehung der gebildeten Jugend Berns aus. So war er denn wie selten jemand in der Lage, jene tragischen Ereignisse des Zusammenbruchs der alten Eidgenossenschaft und die politischen Wirren bis zur Gründung des restaurierten Staatenbundes aus eigener Anschauung zu schildern. Wenn sich seine Geschichte zunächst auch auf die bernischen Ereignisse konzentriert, so finden doch auch alle gemeineidgenössischen Angelegenheiten weitgehend Darstellung, insbesondere auch, was das Verhältnis der Schweiz zu Frankreich anbetrifft, wovon eingehende und spannende Abschnitte handeln.

Es ist selbstverständlich, daß Mutach den Standpunkt eines patrizischen Berners vertritt. Aber das macht ihn für die Schwächen des vorrevolutionären Regierungssystems nicht blind und immer bleibt sein Urteil von vornehmer Mäßigung. Er teilte auch den Standpunkt jener extremen Partei nicht, die nach dem Sturze Napoleons das vormalige Staatssystem ohne alle Änderung wieder einführen zu können glaubte. Über eigene Fehler spricht er sich mit Freimut aus. Dies macht das Werk zu einer besonders wertvollen Geschichtsquelle. Die Darstellung ist lebendig und läßt den Leser die Ereignisse sozusagen miterleben. Sie beweist auch wieder aufs neue, welche Menge an staatspolitisch und verwaltungstechnisch bedeutenden Männern die alten Herrengeschlechter Berns zu stellen vermochten, die durch die nachherige politische Entwicklung von den Staatsgeschäften so gut wie ausgeschlossen wurden.

Das Werk ist für jedermann, der sich für vaterländische Geschichte interessiert und besonders für den, der aus den Ereignissen der Vergangenheit für die Zukunft lernen möchte, äußerst lesenswert. Porträts der maßgebenden Persönlichkeiten jener Zeit und ein geschmackvoller Einband geben dem wertvollen Inhalt einen würdigen Rahmen. Dem Werk, um dessen Herausgabe sich Dr. H. G. Wirz und der Gotthelf-Verlag ein Verdienst erworben haben, ist eine weite Verbreitung in vaterländischen Kreisen, auch über das Bernerland hinaus, zu wünschen.

Im folgenden einige Leseproben:

Betreffend den Beschluß des Großen Rates, für den Krieg gegen Frankreich die Zustimmung der Untertanen der deutschen Lande einzuholen:

Etwas ähnliches, aber unter ganz andern Verhältnissen, war in den früheren Tagen der Republik auch geschehen. Bei der Eroberung der Waadt hatte man die deutschen Landschaften des alten Cantons durch Abgeordnete um ihre Zustimmung befragt. Allein damals stand die Regierung in voller Kraft und Würde und war, da der Impuls von oben herab kam, des Erfolges zum Voraus gewiß, während sich jetzt im Drang der Zeiten das Gegenteil auswies und überhaupt eine durch Herablassung gleichsam erbettelte Volkstreue, in Krisen sich selten probhäftig erzeiget, weil die große Menge nicht befragt, sondern geleitet, im Augenblick der Gefahr ent-

geschlossen angeführt und nicht geschmeichelt sein will. In ihrem allgemein sehr richtigen Gefühl erkennt sie in solchen Beweisen des Obergewaltigen Vertrauens nichts als sichere Merkmale der Furcht und Schwäche und erwidert dieselben, durch Ehrgeizige aufgemuntert, allemal mit Nichtachtung, Ungehorsam und Widerspenstigkeit. (Seite 48.)

Die von allen Seiten eingehenden Nachrichten verübter Greuel und Mordscenen vermehrten wo möglich die allgemeine Betäubung in Bern und zwangen auf Anbringen jener Deputierten nach Basel, welche auf die Kriegs-Erklärung vom 26. Februar wieder zurückberufen worden waren, die Zweihundert, den 4. März Morgens um 6 Uhr ihre Gewalt in die Hände einer provisorischen Regierung von drei und fünfzig alten Standesgliedern und zwei und fünfzig Abgeordneten des Landes niederzulegen.

Mit dem Ausdrücke der Selbsterhabenheit und reiner Seelengröße stieg auf den gefaßten Beschluß Schultheiß von Steiger in würdevoller Ruhe vom Thron herab. Bei diesem rührenden Anblicke glänzte die Träne der Behmut im Auge seiner Verehrer, und stumme Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen unwillkürlich alle seine Gegner. — Auf der Schwelle des großen Portals wandte er sich noch einmal und warf einen ernsten Blick auf die Versammlung zurück. Wie auf einen Zauberschlag erhoben sich alle Mitglieder um die Wette und horchten aufmerksam und ehrerbietig auf des Oberhauptes letztes Wort; doch Steiger sprach nicht weiter, sondern verließ mit edlem Anstand und verächtlicher Miene den jetzt durch seine Auflösung sich selbst entwürdigenden Senat. Seine letzten Kräfte sammelnd, suchte er noch den gleichen Tag in militärischem Aufzuge General von Erlach auf, welcher nach der Einnahme von Freiburg und Solothurn Murten verlassen und sein Hauptquartier in Wyhlhof bezogen hatte. Dasselbst ermunterte der Greis ein Bataillon nach dem andern zum heißen Kampf für Freiheit und Vaterland und brachte, sein Alter und seine Gebrechlichkeit vergessend, die rohe Winternacht in offenem Felde zu. (Seite 55/56.)

Aus der Audienz des späteren Schultheißen Nikl. Friedr. v. Müllinen bei Talleyrand, als der I. Consul eine helvetische Consulta einberufen wollte und in der Schweiz befürchtet wurde, er wolle sich durch diese wie in Italien zum Präsidenten einer helvetischen Republik ausrufen lassen:

Eine Vermutung, welche sowohl die verweigerte Audienz vor dem ersten Consul als desselben finsternes Stillschweigen auf Berns Zuschrift zu bestätigen schienen und für einmal den Gesandten auf den letzten Versuch beschränkten, größerem Unglück vorzubeugen, von dem Minister wenigstens Schonung und mildernde Ausführungsmittel bei Vollziehung jener despotischen Vorsehr auszuwirken. Diese erklärte Talleyrand in beruhigenden Weisungen an General-Adjutant Rapp schon erteilt zu haben und setzte zugleich mit anscheinender Teilnahme und Freundschaft hinzu: „Je m'appelle Talleyrand, je ne puis pas désirer que les gens bien nés soient écrasés par la canaille. Si j'ai un conseil à Vous donner, c'est d'envoyer à cette consulte tout ce que Vous avez en Suisse d'hommes marquants par leur considération, par leur naissance et leur fortune. Si vous ne prenez ce parti, ce sera un malheur pour votre patrie.“ Furchtlos erwiderte aber von Müllinen mit altem Schweizerfönn und Biederkeit: „La bienveillance avec laquelle Votre Excellence s'exprime, m'autorise à une réponse franche. Elle désire que les Suisses les plus considérés se rendent à l'appel du premier Consul, je crois pouvoir assurer, que dans l'état actuel des choses, ils ne viendront pas.“ „Et pourquoi donc?“ unterbrach ihn der Minister. „Je vais, Citoyen Ministre, Vous le dire rondement. Nous nous souvenons de la Consulta de Lyon (auf der Bonaparte zum Präsidenten der italienischen Republik ernannt wurde). Le bruit est général que nous devons faire le second acte. Nous ne sommes pas des Italiens, et le premier Consul a beau être un grand homme, les Suisses ne pourront jamais voir en lui, s'il étoit chef de leur ancienne république, qu'un étranger intru par la force. Si tous les Suisses désignés par Votre Excellence venoient ici, qu'on leur fit une proposition pareille, et s'ils étoient assez lâches pour y consentir, ils seroient déshonorés aux yeux de la nation entière, et aucun d'eux oserait rentrer dans ses foyers.“ (Seite 210.)

Sanã Frid.

Tagebuch der Eltern.

Hilke rät einem jungen Dichter, sich auf seine Kindheit zurückzubefinnen. In ihr stehen wir, noch kaum zweckgebunden, den Dingen geschwisterlich nahe, sodaß wir ein Wissen um sie ins Leben hineintragen, bis das Band der Kindheit dem Entwachsenden entgleitet. Der Umgang mit Kindern bringt das Verlorene uns leise und schüchtern wieder zu und indem wir es zu fassen suchen, werden wir das Wunder der Entfaltung des Menschen gewahr. Nicht jedoch um unserer Andacht willen vor diesem Wunder, sondern für das erzieherisch leitende Verstehen derer, die nach uns kommen, hat der durch seine „Psychologie des Kindes“ bekannte dänische Pädagoge **B. Rasmussen** ein **Tagebuch über die Entwicklung seiner Tochter Ruth** herausgegeben (Manuskriptübersetzung von A. Rohrberg, Oldenburgverlag, München-Berlin). Die sachlich gehaltenen Aufzeichnungen, mit zusammenfassenden, in der Begriffsbildung zwar mitunter befremdenden Randglossen, laufen von der Geburt bis zum 18. Lebensjahre. Die Umwelt, in der das geistig wie körperlich rasch und gut entwickelte Mädchen heranwächst, zeugt von jener freien Menschlichkeit, welche den Dingen des Glaubens fremd, aber nicht feindlich gesinnt, auf dem guten Unterbau der Natur die Kräfte des Geistes und der Sitte sprießen und wirken läßt. Beachtenswert ist das warme, aufgeschlossene Verhältnis zwischen Eltern und Kind, das ohne einschüchternd hemmende Autorität, das sichere Vertrauen und die tiefe Verehrung der Kindesliebe schafft. Vorbildlich erscheint uns dabei die erzieherische Gepflogenheit, auf die tausend Kindesfragen ernst und geduldig einzugehen, bis hinan zu den schwierigeren Anliegen der Aufklärung Heischenden. Die inneren Wandlungen der Reifungszeit hingegen werden nur in fernen, blassen Ausstrahlungen wahrnehmbar. Das Tiefste darüber offenbaren die erstaunlich formvollendeten Zeichnungen des jungen Mädchens, ja, diese Wiedergaben des künstlerischen Ausdrucks vom ersten Kriecheln des Kindes an durchziehen das Tagebuch gleich einer bedeutungsvollen Melodie. Man mag an dem Tatsachenberichte der Eltern Genüge finden oder mag an diesem Stabe Werden und Wesen des weiblichen Menschen emporranken sehen, beidesfalls werden Anregung und Freude die Gefolgschaft lohnen.

H e d w i g S c h o c h.

Besprochene Bücher.

- Ludwig Klages**: Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. J. A. Barth, Verlag, 1935.
- Gonzague de Reynold**: Die Tragik Europas. Vita Nova Verlag, Luzern, 1935.
- Gert H. Theunissen**: Revolution und Jugend. Vita Nova Verlag, Luzern, 1935.
- Waldemar Gurian**: Der Bolschewismus. 4. Aufl. Herder & Co., Freiburg i. Br., 1932.
- Bolschewismus als Weltgefahr. Vita Nova Verlag, Luzern, 1935.
- Werner Schlegel**: Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution. 2. Aufl. Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1934.
- Schweizer Annalen**. Max Niehans Verlag, Zürich, 1935.
- H. Rüdler-Mings**: Die Lawiser und ihr See. Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich.
- Lina Truog-Saluz**: Im Winkel. Verlag Reinhardt, Basel.
- Ernst Zahn**: Der Weg hinauf. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Adolf Koelsch**: Geliebtes Leben. Drell Füßli, Zürich.
- Inglin, Meinrad**: Die graue March. Staackmann, Leipzig.
- Carl Friedrich Wiegand**: Die Lebensreise. Huber, Frauenfeld.
- Kurt Guggenheim**: Sieben Tage.
- A. Friedrich von Mutach**: Revolutionsgeschichte der Republik Bern 1789—1815. Herausgegeben von H. G. Wirz. Gotthelf-Verlag, Bern, 1934.
- B. Rasmussen**: Tagebuch über die Entwicklung der Tochter Ruth. Oldenburgverlag, München.

Bücher-Eingänge.

- Dr. Rose Mehlich:** J. H. Fichtes Seelenlehre und ihre Beziehung zur Gegenwart. Rascher Verlag, Zürich 1935. 129 Seiten. Preis Fr. 5.—.
- Charles C. Zippermann, M. M.:** Gottfried Keller = Bibliographie 1844—1934. Rascher Verlag, Zürich 1935. 206 Seiten. Preis Fr. 6.50.
- Das tibetanische Totenbuch:** Aus der englischen Fassung des Lama Kazi Dawa Samdup. Herausgegeben von W. J. Evans-Wentz. Übersetzt und eingeleitet von Louise Göpfert-March. Rascher Verlag, Zürich 1935. 163 Seiten. Preis Fr. 6.80.
- Giovanni Segantini's** Schriften und Briefe. Mit zwölf mehrfarbigen und sechzehn schwarzen Wiedergaben. Rascher Verlag, Zürich 1935. 187 Seiten. Preis Fr. 5.—.
- Franz Carl Endres:** Von den Grenzen unserer Erkenntnis. Rascher Verlag, Zürich 1935. 102 Seiten. Preis Fr. 4.—.
- R. R. Coudenhove-Kalergi:** Judenhaß von heute. Wesen des Antisemitismus. Pan-europaverlag Wien, Zürich, 1935. 326 Seiten.
- Ernst Eschmann:** Der schöne Kanton Zürich. Ein Wander- und Landschaftsbuch. Mit 16 Tafeln. Rascher Verlag, Zürich 1935. 233 Seiten. Preis Fr. 5.—.

Aus dem Inhalt des Oktober-Hefes:

- Erich Brock:** Zur Dyfordbewegung. — **Gundalena Wille:** Italienische Eindrücke. — **Johannes Schmidt-Wodder:** Deutschland und der Norden als politische Aufgabe. — **Ernst Seyer:** „Hauptgesichtspunkte der Bundesbahnreform“. Eine Entgegnung. — **W. Walfer:** Die englischen Wahlen. — **Gustav Fochler-Haake:** Die Mandschurei als wirtschaftliches und politisches Kraftfeld (III).

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stodderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stodderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

MODERNE WOHNRÄUME
EINZELMÖBEL
KÜNSTLERSTOFFE
ROBERT HARTUNG · ZÜRICH

FRAUMÜNSTERSTRASSE 2

TEL. 52 426